



*Florjan Lipuš*

**Wildfangsprache.** Zu Florjan Lipuš Roman „Der Zögling Tjaž“.

Von Ute Eisinger • erschienen IX|2018 auf „Fixpoetry“ • durchgesehen VIII|2021

Wie geht es einem, dessen Sprache aus der Mode kommt? Wie geht es ihm, wenn seine Sprache nicht nur Verständigungsmittel gewesen ist, sondern ureigenes persönliches Äußerungswerkzeug, über lange Zeit entwickelt und geschärft, um den allerkompliziertesten Sinneseindrücken seine Stimme zu leihen?

Florjan Lipuš wird es wissen. Nächstens erhält er den Großen österreichischen Staatspreis für sein Werk, das in einer Minderheitensprache verfasst und einem verschwindend kleinen heimischen Leserkreis vorbehalten ist.

Slowenisch sprechen 2,2 Millionen Menschen, in Österreich sind es kaum 25.000.

Die südösterreichische Volksgruppe der Slowenen eint außer ihrer slawischen Sprache ein tragisches Schicksal. Obschon die Kärntner Slowenen nach Zusammenbruch der Habsburgermonarchie in einer Volksabstimmung ihren Verbleib bei Österreich entschieden, hat man sie während des Nationalsozialismus als Verräter behandelt.

Mit dem Roman „Engel des Vergessens“ erinnerte die Kärntner Slowenin Maja Haderlap an das ungesühnte Massaker im April 1945 auf dem Peršmanhof. Sieben Kinder und vier Familienmitglieder wurden dort im Auftrag der Nazis vom Polizeiregiment 13 ermordet, weil auf ihrem abgelegenen Hof Partisanen Unterschlupf gefunden hatten.

Die – deutsch schreibende – Autorin erhielt 2011 den Ingeborg-Bachmann-Preis für ihr Buch zum bis dato kaum behandelten Thema. Zu diesem Zeitpunkt waren zwar die Rechte

der Kärntner Slowenen endlich verwirklicht, um die die Minderheit seit langem kämpfte, doch ihre Sprache – mit wenigen Ausnahmen – für die Literatur verloren.

Im österreichischen Staatsvertrag von 1955 hatte man den Slowenen Minderheitenrechte zugesagt, diese jedoch lange nicht verwirklicht. Eine kleine Gruppe politisch aktiver SlowenInnen forderte seit 1972 mit dem so genannten Ortstafelstreit ihre Rechte ein. Da nahm bereits nur noch ein überschaubares Grüppchen politisch aktiver Menschen das Slowenische als literaturfähig wahr, war doch die Gründung des Slowenischen Gymnasiums in Klagenfurt einigermaßen spät erfolgt.

Vor Hintergrund dieses nach außen politischen und innerhalb der Volksgruppe selbsterstörerischen Konflikts schrieb Florjan Lipuš den Roman „Der Zögling Tjaž“. Dieses sein Hauptwerk erschien 1972 im slowenischen Marburg/Maribor und wurde erst in der deutschen Übersetzung durch Peter Handke in Insiderkreisen bemerkt.

Denn Florjan Lipuš hat die kaum wahrgenommene Sprache aus einem abgelegenen Karawankental zu weltliterarischen Höhen geführt. Spät, aber doch, wird das gewürdigt.

Der 81-Jährige, der bis zur Pensionierung vom Lehramt morgens vor Unterrichtsbeginn zu schreiben pflegte, erhält am 1. Oktober die höchstmögliche Anerkennung von staatswegen. Es beschleicht einen die Ahnung, dass mit dem Großen österreichischen Staatspreis der slowenischen Literatur in Österreich ein schöner Grabstein gesetzt wird.

Einen Grabstein gibt es auch in Lipuš' Schülerroman „Der Zögling Tjaž“ – just in dem Augenblick, als sich für den protagonistischen Bauernbuben aus dem finsternen Graben alles zu lichten scheint: Es geht aufwärts auf die höhere Schule, die neuen Stipendiaten streben ihr zu. Den Weg von der Bahnstation ins bischöfliche Internat säumt die letzte Ruhestätte des Schulstifters, und die hoffnungsvoll bezogene Anstalt werden die Zöglinge bald als Gruft der Lebensfreude erfahren.

Nun ist das Genre des Entwicklungs-Schulromans ja nichts Neues und ihre Spielart in Österreich das katholische Kloster. 1968 erschien Barbara Frischmuths „Klosterschule“, worin behütete Mädchen in Zweierreihen beaufsichtigt werden, ohne geistige Förderung zu erfahren.

Damit verglichen ist „Der Zögling Tjaž“, keine leichte Kost, ein Wildfang aus ausdruckskräftiger, mit allen Sinnen aufgeladener Sprache. Die einsilbige Redeweise der Holzfäller aus Unterkärnten ist in diese Sprache ebenso eingegangen wie religiöse Erbauungsliteratur, für lange Zeit die höchste Stilebene des Slowenischen in Kärnten. Lipuš'

Sprache schöpft aus beidem, mit dem Ergebnis einer kraftvollen, urwüchsigen ebenso wie sanft verständigen Sprache, die er in kindlicher Einsamkeit, aus Heimweh nach Muttersprache – wenn der Zögling schon mutterlos ist – ausgedacht hat.

Die Übersetzung dieses Idioms verlangte Entsprechung: eine Herausforderung. Im Nachwort erklärt Fabjan Hafner, wie [Peter Handke, dessen Mutter noch Slowenisch sprach, mit der Übersetzerin Helga Mračnikar](#) den Eigenarten dieser Kärntner Sprache gerecht wird; etwa durch konsequente Beibehaltung des Perfekts als Erzählzeit.

Noch im vierzig Jahre später erschienenen „[Boštjans Flug](#)“ erschüttert die Intensität der Sprache selbst einen hartgesottenen Leser. Dem Übersetzer Johann Strutz ist zu verdanken, dass die wilde Sanftheit dieser Prosa, in der ein Bauernbursche nach dem Krieg Einsamkeit und Liebe beschreibt, aus dem Slowenischen übersetzt hat: In brutal schweigsamer Umgebung ist Boštjan großgeworden, mit der Muttersprache allein. Wie empfindsam er wahrnimmt, so muss er sie sich neu erfinden: urwüchsig, treffend, geradeheraus.

„Boštjans Flug“ bildet die Vorgeschichte zum Internatsroman. Darin macht der Protagonist Tjaž seinem Leben ein Ende: Nachdem der junge Mann die in dem Buch als streng beschriebene kirchliche Anstalt überstanden hat und sich – sprachlich als auch im sexuellen Sinne – freimachen konnte. Am nächsten Tag springt er von demselben „Hochhauscafé“, wo man ihn, einen gelegentlichen Ausreißer, immer geduldet hat.

Zuletzt hat er, der Vielversprechendes erwarten hätte lassen, noch ein Volksfest besucht – wie in einem Horvath-Stück, doch versetzt in die Zeit des so genannten Wirtschaftsaufschwungs der 1950erjahre. Hier beobachtet Tjaž seine Landsleute, die einen und die anderen, wie sie sich, nach Demütigungen und Not erholt, in Freiheit benehmen:

„Sie haben das Lager überstanden, sind lebend zurückgekehrt, jetzt werden sie von den Nachkommen geschlagen und beraubt. Die Anpassung auf höherer Stufe ist der Anfang der letzten Stufe, was dann kommt, ist nur noch geistige Finsternis, vollständige Dunkelheit, körperliches und geistiges Verschwinden.“

Derart drastisch sah Florjan Lipuš 1972 die Situation der slowenischen Identität in Österreich: Sie würde sich, selbst wenn befreit, aus Bequemlichkeit vergessen. Im Roman lässt er so genannte Chronisten von Tjaž' Suizid berichten und kommentiert:

Man wird sich auch erinnern, dass sein Leben nach Ablauf der Zeit auf dem Platz vor dem Hochhauscafé in der Stadt zu Ende gegangen ist, man wird den Bericht des Chronisten in Betracht ziehen und feststellen, dass die Wahrheit in der Zeit des Tjaž nicht anders angepasst und verdreht wurde, als sie heute noch angepasst und erdrückt wurde, als sie heute noch angepasst

und im hochnäsigen Geschwätz verdreht wird. Nicht nur der Chronist, auch die Zeugen, die ihre Aussagen getätigt hatten, waren dem Druck der Gesellschaft und deren Selbstgerechtigkeit ausgesetzt. <D>ie hielt krampfhaft an dem fest, was ihr zupass kam, alles andere verwarf sie und lehnte sie ab, wie es noch heute geschieht. Die öffentlichen Stellen zeigten Wohlwollen und Nachsicht gegenüber dem Finsteren und Bösen, verdrehten oder verschwiegen die historischen Fakten, wie sie es brauchten, und verkehrten die Wahrheit zur Lüge. In diesem Klima fiel die Berichterstattung über Tjaž aus, wie sie ausfiel, sie erlag den Schwächen und Versuchungen der damaligen Zeit.

Die Selbst-Hinrichtung und ihre Nachrede sind sehr aus dem politischen Kontext der Roman-Entstehungszeit, vor Hintergrund der „Slowenenfrage“ im österreichischen Diskurs, zu verstehen.

Daher erschien die letzte deutsche Ausgabe des Romans zusammen mit der Übersetzung der „Nachschrift“, in der der Autor 40 Jahre später Tjaž' Geschichte noch einmal erzählt; diesmal um Fetzen der Vorgeschichte und Erwähnungen der Landesgeschichte, darunter den Sprachenstreit, erweitert.

Erst in Kombination wird die Chronologie, werden die Zusammenhänge der zwischen Innensicht und äußerem Geschehen wechselnden Handlung ersichtlich. Erschwerend kommt hinzu, dass es neben den Gedanken des Protagonisten von der dritten Instanz, der Internatsleitung, ernannte Chronisten das Geschehene erzählen. Kafkas Institutionengroteske und expressionistisch gestaltete Internatswirren treffen hier aufeinander.

Lakonisch fasst der 1937 geborene Autor die Herkunftsgeschichte des Helden zusammen, in der von Staats wegen und im Namen Gottes stets von Ordnung die Rede ist, wenn Unrecht geschieht. Man beachte die Kleinschreibung des schuldigen H.-Namens:

„Tjaž' Anwesenheit war legalisiert, alles Glück wurde ihm verheißen, die Ehe war gesegnet, das Haus sicher vor allem Bösen, gesichert war das kirchliche Begräbnis. Aber mit der geordneten Ehe sind sie nicht weit gekommen, sie hatten damit zu spät angefangen, der hitlerkrieg hat sie eingeholt, sofort hat sich herausgestellt, dass dieser ohne den Vater nicht gut ausgehen würde, deshalb hat der Vater das Werkzeug weggelegt und die Waffen ergriffen, er gönnte sich den Krieg bis zum Überfluss, bis zur Geistaufgabe schlug er sich mit ihm den Bauch voll, aber hitler war auch hinter der Mutter her, zum Glück war in den KZs noch etwas Platz, daher hat er sie einem KZ zugeteilt“

Das Fehlen der Mutter steht am Anfang. 1944 nahm sie der Staat: Nach Verköstigung von slowenisch sprechenden Gestapospitzeln, eine Falle, holten zwei Gendarmen Frau Lipuš direkt von dem Trog, in dem sie gerade den Brotteig rühren wollte. Florjan, wegen schwächerer Konstitution vom Unterricht ausgeschlossen, blieb mit dem kleinen Bruder zurück. Sie liefen zur bettlägerigen Großmutter und wurden im abgelegenen Remscheniggraben später neben der Gestorbenen gefunden.

Lipuš' Mutter kam aus dem KZ Ravenbrück nicht zurück. Sein Vater, als er von der Front heimkehrte, konnte durch neue Heirat sozial aufsteigen. Von der Mutter war nie mehr die Rede. In der Ortschaft ehrte man die Gefallenen, wogegen die im Widerstand Getöteten nicht mehr erwähnt wurden. Tjaž sieht sich als der, der schreibend der Mutter „den Namen zurückgeben“ kann. Auch nichts Geschriebenes erinnert an sie, ihr Name scheint nur auf den Listen des Vernichtungslagers auf. Dabei war sie davor dreißig Jahre Mensch gewesen, Familienmitglied, Magd bei verschiedenen Bauern, Holzfällerfrau und Mutter zweier Buben:

„Zwei Jahre bestialischer Gewalt hatten ausgereicht, ihren Namen zu verzeichnen, hätten es da nicht alle früheren friedlichen Jahre zusammen auch getan?“

Und weil die Heimatgemeinde die Entführte und Umgebrachte nirgends verewigte,

„hat sich Tjaž verpflichtet, ihren verlorenen Namen ausfindig zu machen, ihn von irgendwo herbeizurufen, ihn auszugraben oder nur mit verschränkten Armen auf ihn zu warten. Manchmal nahm er an einem Friedhof auf dem Absatz eines Steiges Platz, nur um zu warten, dass sich ein Stein mit ihrem Namen aufladen würde.“

In diesem Augenblick wird sich anstelle der Mutter „das Nini“ zeigen, bald sein Mädchen. In körperlich-sinnlicher Hinsicht kann sie Tjaž zur Freiheit verhelfen, lebbar macht sie ihm diese nicht.

Solang das Kind Tjaž noch nicht zur Sprache gefunden hat, d.h. stumm bleibt, setzt es sich physisch zur Wehr: Wie Ella Fitzgerald singen und Oskar Matzerath, mit dem er die winzige Körpergröße gemeinsam hat, trommeln konnte, „kratzt“ Tjaž und beschleunigt damit sein Wachstum. Beim ersten Mal widersetzt sich der Kleine der Strenge des wortkargen Erzeugers, der ihn züchtigt, wenn er die gewünschte Arbeitsleistung nicht bringt. Später sind es Heiligenfiguren, die Gegenstände verhasster Menschen,

„aber dann kratzte der Tjaž noch tüchtig weiter, auf Versammlungen, Kursen, Zusammenkünften, Lagern, Messen, Treffen, bei Wahlen, Wallfahrten, Tagungen, er kratzte in schlichten Zimmern und großen, hellen Sälen, in überfüllten Geschäften und an karg bestückten Haltestellen, auf Höfen und Huben, in Hütten, Keuschen und Palästen, auf der Straße, in Werkstätten, in Ämtern und Büros, auf öffentlichen und privaten Plätzen, zeitweise kratzte er mehr, zeitweise weniger, wie er eben Lust hatte und wie es ihm fürs Körperwachstum nötig schien.“

Erst die slowenische Druckmaschine, die der Halbwüchsige im Internat findet, eröffnet ihm die Möglichkeit, sich mittels Muttersprache auszudrücken. Ist er erst mündig, hört das renitente „Kratzen“ auf.

Tatsächlich gründete der Autor Florjan Lipuš mit anderen slowenischsprachigen Zöglingen im bischöflichen Internat Tanzenberg eine Schülerzeitung. In der „Nachschrift“ wird noch erzählt, wie eine Schreibmaschine dazu verhalf, den deutsch gelernten Schulstoff in die aus dem Verkehr gekommene Muttersprache zu schaffen.

Das Versäumnis, dass der Held das kostbare Zettelbündel so lange liegen lässt, bis es vom Schimmelpilz zerfressen ist, spielt auch darauf an: Die meisten slowenischsprachigen Kärntner Autoren, durch eine deutschsprachige Ausbildung gegangen, schwenkten auf die zugänglichere Literatursprache Deutsch um.

Wie der Originaltitel „Zmote dijaka Tjaža“, d.h. „Die Irrtümer des Schülers Tjaž“ verrät, ist der Roman ein Nachfahr von von Robert Musils „Verwirrungen des Zöglings Törless“, einem beunruhigenden Einblick in das Gesellschaftslaboratorium Knabeninternat, verfasst 1906. Musil legte eines Schülers philosophische Zweifel vor dem Hintergrund hässlicher Mobbingspiele dar, die dem Jungen letztlich nichts anhaben. Dagegen Lipuš beschreibt, wie ein Außenseiter angesichts der zwanghaften Gesellschaft zerbricht, gerade als er sich freigespielt hat. Statt einer österreich-ungarischen Kadettenanstalt für Söhne aus dem Militäradel beschreibt der Autor (s)ein katholisches Internat für begabte Bauernbuben in der Nachkriegszeit.

Den Verhaltenskodex des katholischen Schülerheims führt Lipuš auf fulminante Weise vor: Auf Grundlage der (in Deutsch gehaltenen) Hausordnung schafft er (slowenisch) ein Zerrbild des herrschenden Erziehungsideals. Neben katholischer Körperfeindlichkeit finden sich in dem Textausschnitt Prussismen aus Nazi-Drill, wenn auch verbrämt mit lächerlich altmodischen Wendungen:

„die nämliche Vorschrift hat auch auf den Aborten zu gelten, auf dass dieselben sich nicht nur nicht verstopfen, dürfen die Hintern lediglich mit Toilettenpapier gewischt werden, zum Öffnen des Hosenschlitzes hat die linke Hand benutzt zu werden, jenes Ding hat mit drei Fingern der Linken hervorgezogen und gehalten zu werden, der Strahl hat in die Muschel gezielt zu werden, und dabei ist zu beachten, dass kein Sprüheffekt auftritt, die letzten Tropfen sind mit der Hand abzuschütteln, auf dem Boden dürfen weder Papierstückchen noch Wassertröpfchen auftauchen, während des Wasserlassens ist der Blick frank und frei in die Ferne zu richten, also geradeaus, der Internatling ist ein gerader und aufrechter Mensch, noch immer sind wir beim wörtlichen Zitieren, der Besuch der Aborte und Baderäume ist einzubeziehen in die tägliche Gewissenserforschung, weil hier die Zöglinge am meisten der Unkeuschheit ausgesetzt sind (...)“

An dieser Stelle wird der Unterschied zwischen vorgeschriebener deutscher Sprache – die das Kind aus dem Wald erstmals bei den Gendarmen zu hören bekommt, als sich der Vater zur Front verabschiedet – und der eigenen deutlich: Im Gegensatz zur äußerst privaten Muttersprache ist die Befehlssprache bewusst anonym gehalten.

Der Showdown in Musils „Törless“ findet auf der Professorenkonferenz statt. Das Versagen der Autoritäten zeigt sich am deutlichsten, als über die Gruppe der Kameraden-Folterer Gericht gehalten wird. Man kehrt die Angelegenheit unter den Teppich. Die Zuständigen

wollen keine Verantwortung für die Vorfälle übernehmen, wo doch die Bedrohung zutiefst in der Gesellschaft wurzelt. Georg Heym beschreibt im Sonett „Die Professoren“ die Lächerlichkeit einer derartigen Schulmännerkonferenz, zynischer Frank Wedekind eine post-suizidäre Disziplinarkonferenz in „Frühlingserwachen“.

Die Stellungnahme der Schule zum Zöglingsselbstmord bietet dann eine aus mehrerer Hinsicht außergewöhnliche längere Passage. Die Anstalt kommentiert Verhalten und Verfehlungen des Schülers, indem sie sich mit verschlungenen Plattitüden aus der Affäre zieht:

„Aus diesen Gründen haben wir ihm ein kirchliches Begräbnis besorgt und haben auch vollzählig daran teilgenommen, so dass man von einem erfolgreichen Begräbnis reden kann (...) schlussendlich wirklich ein schönes Begräbnis (...) das Heim hat also die Situation gerettet, weil es in einer so schönen Zahl an den Begräbnisfeierlichkeiten teilnahm, es hat demnach die Qualität geliefert, so dass das Begräbnis ein durchschlagender Erfolg wurde“.

„A schöne Leich“ ist im nachbarocken Verständnis von uns Österreichern die resignative Absegnung, dass etwas „in Gottes Namen“ geschehen, wenn auch bedauerlicherweise „passiert“ sei. Pessimistisch redet man schön, dass ein Ereignis unabänderlich gewesen sein muss, da der Wille Gottes und der Arm der Staatsmacht unabänderlich wären. Den Namen „Mrt“, d.h. „Tod“, wie die Titelfigur anfangs heißen sollte, änderte der Autor versöhnlicher nach der Heilsfigur des Königs Matthias Corvinus „Tjaž“. Er ist die Personifizierung der slowenischen Muttersprache, nach Durchleiden von Verfolgung und Ächtung selbst aus der Welt geschafft

---

Florjan Lipuš

Der Zögling Tjaž. Roman und Nachschrift.

Salzburg und Wien: Jung und Jung